

21/11/1991

“I fondamenti dell’etica”

a cura di
Franz Von Kutschera

Zur italienischen Übersetzung der "Grundlagen der Ethik"

Mark Twain sagt: "Gut sein ist edel. Aber anderen zu zeigen, wie sie gut sein sollten, wirkt edler und macht nicht soviel Mühe". Ob er damit jemanden dazu verführt hat, ein Buch über Ethik zu schreiben, weiß ich nicht. Der Betreffende hätte aber bald erkannt, daß Mark Twain Unrecht hat: Andern zu zeigen, was sie tun sollen, macht viel mehr Mühe als manche gute Tat. Wie die meisten anderen philosophischen Disziplinen ist die Ethik kein wohlgeordnetes Haus, sondern ein Schlachtfeld. Seit den Tagen der Sophisten steht Meinung gegen Meinung, und dabei geht es in der Hauptsache nicht einmal um die Frage, was man in bestimmten komplexen Situationen tun soll, sondern um die Grundlagen, um die Möglichkeit einer Begründung ethischer Forderungen und den Weg dazu.

Mein Buch ist zunächst der Versuch, eine Hilfe zur Orientierung auf diesem Schlachtfeld zu geben. Es besteht aus einem vorbereitenden Kapitel und zwei Hauptteilen. Ich zähle mich zu den analytischen Philosophen. Dabei verstehe ich unter "Analytischer Philosophie" nicht eine inhaltliche Position, z.B. einen Empirismus oder Positivismus, sondern eine Art, Philosophie zu treiben, die sich auszeichnet durch das Bemühen um die Klärung der Begriffe, die man verwendet, um solide Argumente für die eigenen Thesen und die Bereitschaft, dazu auch logische Mittel einzusetzen, die ja genau für diese Zwecke gemacht sind. Der bedeutendste analytische Philosoph ist nach diesem Verständnis also nicht etwa Bertrand Russell, sondern Aristoteles. In diesem Sinn dient das *einleitende Kapitel* vor allem der Klärung von deontischen Begriffen wie 'Es ist geboten oder erlaubt, etwas zu

tun' und von Wertbegriffen. Hinzu kommt eine kurze Erörterung des für Grundlagenfragen sehr wichtigen Humeschen Gesetzes, nach dem sich Normen (Gebote wie Werte) nicht aus Fakten ableiten lassen, und eine Diskussion des Generalisierungspostulats, das bei manchen Autoren wie Richard Hare, Marcus Singer oder Alan Gewirth als Mittel zur Begründung von Normen verwendet wird.

Im *ersten Hauptteil*, der die 4 folgenden Kapitel umfaßt, werden dann die wichtigsten Typen ethischer Theorien dargestellt und diskutiert. Das sind insbesondere erstens nicht-kognitivistische Theorien, nach denen normative Sätze nicht wahr oder falsch sind, so daß das Problem ihrer Begründung entfällt. Zweitens geht es um subjektivistische Theorien, die das, was ethisch geboten oder wertvoll ist, aus den faktischen Interessen der beteiligten Personen ableiten wollen. Diese Theorien werden besonders ausführlich erörtert, weil ihnen der weitaus größte Teil der heutigen Ethiker anhängt. Drittens geht es um objektivistische Theorien, wie z.B. jene von Kant, die den äußersten Gegensatz zu den subjektivistischen bilden, da für sie das moralisch Gebotene nicht von unseren Interessen abhängt, sondern durch objektive Tatsachen ausgezeichnet ist.

Die Kritik an diesen Positionen führt zu dem Ergebnis, daß eine brauchbare Ethik kognitivistisch und nicht subjektivistisch sein muß. Im *zweiten Hauptteil* wird daher eine Alternative skizziert. Ich versuche erstens zu zeigen, daß sich normativ-ethische Aussagen auf Werterfahrungen stützen können, die sich nicht als Projektion unserer subjektiven Interessen in die äußere Realität darstellen, sondern als genuine Erfahrungen vom Wert der Dinge. Ich versuche zweitens darzulegen, wie man aus sehr allgemeinen Annahmen, die sich auf eine solche Werterfahrung beziehen, einige fundamentale ethische Prinzipien gewinnen kann.

Das Buch ist also im ersten Teil eine kritische Einführung in die gegenwärtige Grundlagendiskussion in der Ethik, im zweiten Teil entwickelt es einen eigenen Ansatz dazu.

Was ich Ihnen damit in ganz groben Umrissen geschildert habe, ist der Inhalt der ersten Auflage meines Buches. Die Besonderheit der von Frau Corradini besorgten Übersetzung ins Italienische liegt nun aber darin, daß es sich dabei um die Übersetzung der *zweiten Auflage* handelt, die in deutscher Sprache noch gar nicht erschienen ist. Die erste Auflage kam 1982 heraus, d.h. der Text wurde vor etwa 10 Jahren abgeschlossen, und in einer so langen Zeit fällt wohl jedem etwas Neues ein. So auch mir. Die neuen Einsichten waren mir dabei so wichtig, daß ich mich zu einer gründlichen Überarbeitung des Textes entschlossen habe und mich nicht darauf beschränkt habe, nur einige Druckfehler zu beseitigen und Hinweise auf neuere Literatur einzufügen. In einigen Punkten läuft die Überarbeitung auf eine Revision meiner früheren Thesen hinaus, und zu den drei wichtigsten will ich nun kurz etwas sagen:

Der *erste Punkt* ist, daß ich den rein teleologischen, oder wie man auch sagt: konsequentialistischen Ansatz aufgegeben habe, den ich in der ersten Auflage vertreten habe. Es geht dabei um die Kontroverse zwischen teleologischen und deontologischen Ethiken, zwischen Wertethiken und Pflichtethiken. Es geht um die Frage, ob für die Ethik Wertaussagen oder Gebotsaussagen fundamental sind, konkreter gesagt, ob für die moralische Qualität einer Handlung ihre Folgen entscheidend sind oder aber die Tatsache, daß sie erlaubt bzw. verboten ist. Mit dem Argument, daß man Gebote durch Werte definieren kann - nach dem Prinzip "Geboten ist jeweils diejenige Handlung, die die besten Resultate hat" -, während das

Umgekehrte sicher nicht möglich ist, hatte ich mich in der ersten Auflage für eine konsequente Wertethik entschieden. Ich glaube aber nun nicht mehr, daß eine Reduktion von Pflichten auf Werte möglich ist. Die üblichen Argumente, denen ich mich angeschlossen hatte, überzeugen mich nicht mehr. Erstens sind Pflichten allgemeine Regeln des Verhaltens gegenüber anderen. Als Regeln, die in unterschiedlichen Situationen dieselbe Verhaltensweise vorschreiben, führen sie zu einem Handeln, das konsequentialistisch gesehen meist nicht optimal ist. Das allgemeine Verbot zu lügen steht im Konflikt mit der Tatsache, daß gelegentlich eine Lüge die besseren Konsequenzen hätte - selbst wenn man den Wert dieser Konvention mit berücksichtigt und den Effekt, daß ein Verstoß gegen sie zu ihrem Verfall beiträgt. Tatsächlich wird ja häufig gelogen und trotzdem ist diese Konvention noch immer in Geltung. Pflichten sind zweitens Schuldigkeiten gegenüber anderen, denen Rechte dieser anderen uns gegenüber entsprechen. Es widerspricht der, wie ich glaube richtigen Intuition der Pflichtethik, daß man Rechte anderer nicht aufgrund von Nutzenskalkulationen verletzen darf, selbst wenn die sich ausschließlich an objektiven, ethischen Werten orientieren. Ich darf, nicht nur rechtlich, sondern auch moralisch, das Geld, das ich jemand schulde, nicht an Arme verteilen, selbst wenn es diesen mehr nützt als meinem Gläubiger.

Lassen sich Pflichten nicht auf Werte reduzieren und umgekehrt, so wird das Geschäft einer Grundlegung der Ethik komplizierter. Denn Werte und Pflichten sind ja auch nicht unabhängig voneinander. Jede Pflichtethik muß im Fall von Pflichtenkollisionen auf eine Güterabwägung rekurrieren, d.h. auf konsequentialistische Gedanken, und die Güter, die durch Rechte geschützt werden, müssen sich natürlich durch ihren Wert auszeichnen. Es geht also in der zweiten Auflage auch darum, wie sich eine Ethik,

die von Pflichten und Werten ausgeht, dennoch in systematischer Geschlossenheit entwickeln läßt, so daß sie zu einheitlichen Normen für unser Handeln führt.

Der *zweite Punkt* der Revision betrifft die Werterfahrung als Grundlage ethischer Prinzipien. Ich glaube auch jetzt noch, daß es die Werterfahrung gibt, die ich im 6. Kapitel der ersten Auflage als Erfahrung von objektiven Werten charakterisiert habe, und daß ihr für unsere moralischen Einstellungen eine eminente Bedeutung zukommt. Wie kann man sich z.B. für die Erhaltung der Natur, der Vielfalt von Tier- und Pflanzenarten und den Schutz ihrer Umwelt einsetzen, wenn man nicht den Wert der Natur, ihre Schönheit~~x~~, ihre Kostbarkeit erfahren hat? Viele Umweltschützer argumentieren, daß es gar nicht um die Erhaltung einer in sich wertvollen Natur geht, sondern um das Überleben der Menschheit. Aber warum sollte sie überleben? Bis die Erde wirklich ruiniert ist, bis sie von einer dicken Schicht giftiger Abfälle bedeckt ist, die alles Leben erstickt, sind wir Heutigen lange tot. Warum sich aber für künftige Generationen engagieren, wenn man nicht vom Wert des Menschen überzeugt ist? Und woher bezieht diese Überzeugung ihre Kraft, wenn nicht aus konkreten Erfahrungen?

Der Gedanke einer Werterfahrung erscheint mir also noch immer wichtig, aber ich sehe sie erstens nicht mehr als alleinige Grundlage ethischer Normen an, und zweitens habe ich die Hoffnung aufgegeben, sie anderen andemonstrieren zu können. Werterfahrung als solche wird nicht angezweifelt, sie wird aber unter dem Einfluß des herrschenden Subjektivismus als bloße Projektion eigener Interessen in die äußere Realität gedeutet. Auf dem Gebiet der Werte hält man so an einem Phänomenalismus fest, den sonst niemand mehr ernst nimmt. Eine Werterfahrung, die bloß

darin besteht, daß uns in der Begegnung mit der Welt unsere eigenen Interessen deutlich werden, kann nun nichts zur Fundierung moralischer Normen beitragen. In der Ethik geht es ja gerade darum, daß sich unser Handeln nicht nur an unseren eigenen Interessen orientieren soll, sondern daß es überindividuelle, objektive Maßstäbe und Ziele unseres Handelns gibt. Dem versucht der Subjektivismus dadurch Rechnung zu tragen, daß er das moralisch Richtige als einen fairen Ausgleich zwischen den Interessen aller Beteiligten bestimmt. Das ist in vielen Fällen sicher nicht falsch. Grundsätzlich stellt sich aber doch die Frage: Warum sollte ich die Interessen anderer berücksichtigen? Das liegt offenbar in vielen Fällen nicht in meinem eigenen Interesse. Wenn man also von Interessen als dem ausgeht, was letztlich allein handlungsleitend ist, läßt sich die Forderung eines gerechten Interessenausgleichs kaum begründen. Leugnet man also, daß wir objektive Werte erfahren und erkennen können, so wird objektiven moralischen Normen eine wichtige Grundlage entzogen.

Nicht die einzige freilich: Kann man sich darauf einigen, daß jeder das Recht hat, von den anderen als Person geachtet zu werden, als freies Subjekt eigener, unverliehener und unverlierbarer Rechte, so hat man damit die Grundlage für eine Pflichtenlehre. Deren erste Forderung ist einfach, den anderen als Person zu achten, d.h. ihm gewisse Grundrechte uns gegenüber einzuräumen. Das ist die Grundregel für den Umgang miteinander, mit dem es die Ethik ja traditionell hauptsächlich zu tun hat. Die Auslegung dieses Prinzips in einzelne konkrete Rechte und Pflichten bildet dann die Basis einer Pflichtethik. Dazu gehört insbesondere auch das Recht aller, bei der Festlegung von rechtlichen oder sittlichen Regeln für ein gemeinsames Leben mitzuwirken, sowie die reziproke Pflicht, Konventionen die unter Wahrung dieses

Rechts, also z.B. durch freie Vereinbarung zustande gekommen sind, zu respektieren und sich daran zu halten - was natürlich nicht heißt, daß man sich nicht um eine Veränderung solcher Konventionen durch freie Vereinbarung bemühen dürfte, wo sie z.B. aufgrund veränderter Lebensbedingungen ihren Wert oder Nutzen verloren haben.

Das Problem ist nun freilich, daß auch dieser deontologische Ansatz von vielen Ethikern verworfen wird. Gewiß, sie sind nicht gegen Menschen- und Freiheitsrechte, aber sie entziehen ihnen die objektive Grundlage. Sie leugnen menschliche Freiheit und wenden sich gegen den traditionellen Personbegriff, gegen die Rede von einer objektiv gegebenen Würde der Person. Für sie sind Menschen interessegeleitete Automaten. Da es aber offenbar abwegig wäre, Grundrechte für Computer zu fordern, entbehrt in diesem Rahmen auch die Rede von fundamentalen Menschenrechten jeder Grundlage.

Wegen der hier gebotenen Kürze muß ich eine komplexe Problemlage stark vereinfachen. Was ich gesagt habe, trifft bei aller Vereinfachung aber doch den Kern. Es stellt sich also erneut die Frage: Wie kommen wir zu einer Grundlage der Ethik, wenn all das, was sich als Grundlage anbietet: Werterfahrung oder die Anerkennung der anderen als Personen in Zweifel gezogen wird?

Das führt nun zum *dritten Punkt* meiner Revision, der die Möglichkeit und Form einer Begründung der Ethik im allgemeinen betrifft. Eine konsequente Skepsis ist im Feld praktischer Erkenntnis ebensowenig widerlegbar wie im Feld theoretischer Erkenntnis, sie läßt sich aber anscheinend im ersteren praktisch leichter durchhalten als im letzteren, zumal ein ethischer Skeptizismus ein gutes Feigenblatt für den Egoismus abgibt. Wenn man etwas begründen will, in der Ethik oder sonstwo, muß man etwas

voraussetzen, von dem man ausgehen kann, was also unbewiesen bleibt. Das hat schon Platon betont. Wenn also zwei Dialogpartner, die über eine Frage geteilter Meinung sind, keine Voraussetzungen finde, die sie beide akzeptieren und die eine Entscheidung der Frage ermöglichen, werden sie sich nicht einigen können. Je allgemeiner und fundamentaler die umstrittenen Thesen sind, desto schwieriger wird es, eine gemeinsame Grundlage für ihre Entscheidung zu finden. Hier ist man oft entweder von vornherein derselben Ansicht oder man kann sich nicht einigen. Auf diese Situation kann man nun einfach so reagieren, daß man die Zweifel der anderen nicht mehr ernst nimmt. Wenn es mir z.B. evident ist, daß es Werterfahrung als Erfahrung objektiver Werte gibt, so braucht es mich zunächst nicht zu beunruhigen, wenn andere sie nicht anerkennen, bin ich mir meiner Sache doch sicher. Diese robuste Reaktion ist aber in unserem Fall nicht angemessen. Wir können ja nicht ernstlich davon ausgehen, daß die Zweifler sämtlich bösen Willens sind, oder daß es ihnen an der notwendigen Intelligenz mangelt. Man wird sich also darauf besinnen müssen, daß all unseren Annahmen und Überzeugungen letztlich Entscheidungen zugrunde liegen. Ich will das am Fall der pflichtethischen Begründung kurz verdeutlichen: Die letzte Grundlage dafür, daß ich anderen Ansprüche mir gegenüber zubillige und meinerseits Verpflichtungen ihnen gegenüber anerkenne, ist meine Überzeugung, daß wir tatsächlich Personen sind, Subjekte, denen objektive Rechte zukommen. Eine solche Überzeugung ist nichts, was sich mir zwangsläufig aufdrängt, sondern ich muß anerkennen, daß es so ist, und das ist ein freier Akt. Es ist keine willkürliche Entscheidung, denn ich habe für die Annahme gewisse Gründe oder sie leuchtet mir ein, aber ich erkenne keineswegs all das als Tatsache an, was mir prima facie einleuchtet oder wofür ich Gründe

habe - um strikte Beweise kann es hier ja nicht gehen. Ein wesentlicher Grund für meine Entscheidung ist vielmehr: Wenn ich mich selbst und die anderen als Personen ansehe, so vor allem deswegen, weil das für mich unlöslich verbunden ist mit meiner Vorstellung von einem sinn- und wertvollen Leben. Es handelt sich also um eine existentielle Entscheidung im Sinne von William James. Was so angesichts der Zweifel bzgl. aller sachlichen Grundlagen menschlicher Normen übrig bleibt, ist die Reflexion auf die eigene Entscheidung, ihre Überprüfung. Mehr als daß sie diese Prüfung besteht, kann ich nicht verlangen.

Das ist ein bloßer Dezisionismus, wird man einwenden, mit dem das Projekt einer Grundlegung der Ethik aufgegeben wird, denn dabei sollte es ja darum gehen, daß aus objektiv feststellbaren, intersubjektiv überprüfbaren Tatsachen ethische Konsequenzen abgeleitet werden. Dieser Einwand greift aber zu kurz. Er übersieht erstens, daß wir mit Tatsachen als solchen gar nichts begründen können, sondern nur mit Annahmen über Tatsachen, und daß alle Annahmen auch Entscheidungen sind, das, was sich uns so und so darstellt, als tatsächlich bestehend, als wahr anzuerkennen. Die Stoiker nannten diese Zustimmung *Synkatathesis (adsensio)*. Auch hinter Argumenten stehen so Entscheidungen; das Erfordernis, uns selbst zu entscheiden, werden wir nie los, auch nicht im theoretischen Feld. Es wird uns nur oft nicht bewußt. Wenn uns eine Sache völlig klar erscheint und alle anderen mit uns übereinstimmen, erscheint uns die entsprechende Annahme gewissermaßen als zwangsläufig. Zweitens handelt es sich in unserem Fall nicht um willkürliche oder durch rein private Interesse geleitete Entscheidungen. Die Entscheidung läuft ja gerade darauf hinaus, daß wir Pflichten gegenüber anderen anerkennen, die vorrangig sind bzgl. privaten Interessen.

Ich möchte also meine Position zur Frage, ob eine Grundlegung der Ethik möglich ist, so charakterisieren: Es gibt Grundlagen, von denen eine Ethik ausgehen kann. Das ist einerseits Werterfahrung, andererseits die Überzeugung, daß es in der Ethik um Formen des Umgangs miteinander geht, in dem wir die anderen ebenso wie uns selbst als Personen, als Träger von Rechten und Pflichten behandeln. Diese Grundlagen können, wie alles, natürlich in Zweifel gezogen werden und der Zweifel ist hier auch nicht nur eine theoretische Möglichkeit, sondern Realität. Dann bleibt nur die Überprüfung der Entscheidung, die Reflexion auf die Konsequenzen dieser wie der anderen Alternativen für unser eigenes wie das gemeinsame Leben, die Prüfung, ob wie diese Konsequenzen im Einklang mit unserem Selbstverständnis und unseren unverzichtbaren Lebenszielen wollen können. Bei dieser Prüfung sind wir naturgemäß auf uns selbst gestellt; sie ist eine eminent persönliche Sache. Aber wie sollten moralische Normen für unser Handeln wirklich leitend sein, wenn wir nicht mit unserer wohlüberlegten, freien Entscheidung dahinter stehen?